

Eröffnungsvortrag | Unsere Heiligen 3 | 21. Oktober 2010

DDr. Franz Eichinger

DU SOLLST DIR KEIN BILD MACHEN...

Von der Kunst und ihrem besonderen Verhältnis zur Erfahrung des Heiligen

Ich bedanke mich für die Einladung, hier im Bildungshaus St. Hippolyt zur Eröffnung der Ausstellung *Unsere Heiligen* einführende Worte sprechen zu dürfen. Wie Sie bereits der Programmankündigung entnehmen konnten, soll es dabei um die Kunst in ihrem besonderen Verhältnis zur Erfahrung des Heiligen gehen, und ich möchte meine Überlegungen dazu unter Zugrundelegung des Leitmotivs „*Du sollst dir kein Bild machen...*“ in drei Gedankenschritten vorbringen, die natürlich hier nicht mehr sein können als Denkanstöße.

1. Den Beginn mache ich mit einer *Haggada*, einer jüdischen Erzählung, auf die der Philosoph *Hans Jonas* in einem seiner Aufsätze hingewiesen hat (Vgl. *H. Jonas, Die Freiheit des Bildens: Homo pictor und die differentia des Menschen*, in: *ders., Zwischen Nichts und Ewigkeit. Zur Lehre vom Menschen*, 2. Aufl., Göttingen 1987, S. 26-43). Dieser Erzählung nach habe Gott, nachdem er die Tiere des Feldes und die Vögel des Himmels geschaffen hatte und es dann bekanntlich Adam überließ, sie zu benennen, vor den Engeln die Weisheit Adams gepriesen. Adam hätte – so Gott in der Erzählung - etwas getan, was nicht einmal die Engel vermocht hätten. Die Benennung aller Dinge, ja sogar Gottes wird hier als der vorzüglichste menschliche Akt gepriesen, als jener Akt, der erst den Menschen zum Menschen macht und ihm seine Überlegenheit über seine Mitgeschöpfe und eine ausgezeichnete Stellung gegenüber dem Schöpfer selbst gibt. Das Namen-Geben als symbolische Verdoppelung der Welt stellt so gleichsam ein Ordnen der Welt dar, es erinnert und bewahrt die ursprüngliche Ordnung der Welt gegenüber ihrer massenhaften Wiederholung im weiteren Verlauf der Welt und ihrer Geschichte.

Jonas spinnt von da aus diesen Gedanken weiter und interpretiert die Geschichte folgendermaßen: Eigentlich sei mit dem Benennen, dem Namen-Geben der Dinge viel mehr gemeint als das bloße Sprechen und unsere menschliche Sprache, nämlich das Schaffen von Bildern, mit denen wir uns überhaupt erst – noch vor jedem Wort und Begriff – den Zugang zur Welt und zur Wirklichkeit erschließen. Das Zeichnen von Bildern ist demnach ursprünglicher als das die-Dinge-beim-Namen-Nennen, weil es in sinnenfälliger Weise bereits zum Ausdruck bringt, wovon die Zeichen der Sprache nur noch eine Abkürzung darstellen können. Der Philosoph versucht diese Einsicht mit einem plastischen Beispiel, einem Gedankenexperiment zu verdeutlichen: der phantastisch-fiktiven Situation von

Weltraumfahrern, die sich in der ihnen völlig fremden Welt eines anderen Planeten vergewissern wollen, ob es dort Menschen gibt. Plötzlich stoßen sie auf eine Höhle, an deren Wänden sie irgendwelche Linien und Figurationen entdecken, die weder einer besonderen Funktion dienen noch irgendwelche Ähnlichkeiten mit anderen bekannten Lebensäußerungen und –formen (wie Ernährung, Vermehrung, Überwinterung) aufweisen. Da der unwillkürliche Schrei: „Das müssen Menschen gemacht haben!“ Warum? Weil dies alles mit nicht zu widerlegender Gültigkeit dafür spricht, dass dahinter erfindende, denkende, sprechende Wesen, eben Menschen stehen müssen – mehr als alles Übrige, was sonst noch dafür sprechen könnte (wie das Auffinden von Werkzeugen, Feuerstätten, Grabstätten). Dem entsprechend hat, unter Hintanstellung aller der uns bekannten, üblichen Antworten auf die Frage, was eigentlich das Wesen des Menschen ausmache (Denken, Sprechen, Sozialbezug, aufrechter Gang), zu gelten, dass der Mensch zunächst und ursprünglich ein Wesen ist, das der Bilder bedarf und das die Fähigkeit zum Schaffen und Sehen von Bildern besitzt und das darauf zutiefst angewiesen ist: *Homo pictor*. Ein Sachverhalt übrigens, für den ja auch selbst unser Sprachgebrauch wiederum einen wichtigen Beleg liefert, wenn er in vielen charakteristischen Wendungen darauf verweist, worauf es uns vor allen Dingen ankommt: sich ein Bild zu machen, im Bilde zu sein, seine Phantasie und Einbildungskraft zu entwickeln bis hin zum Stellenwert von Bildung und der um sie geführten Bildungsdebatte.

Wie komme ich aber dann dazu, meinen Überlegungen das Wort voranzustellen „*Du sollst dir kein Bild machen*“? Ist das nicht ein Widerspruch? Oder ist es vielleicht bloß als Gag, als Provokation gedacht? Nun, Sie werden sicherlich bemerkt haben, dass es sich bei diesem Wort um eine Stelle aus der *Bibel* handelt, die im Buch *Exodus* im so genannten *Dekalog* steht und seinem vollen Wortlaut nach besagt: „*Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung machen von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde*“ (*Ex 20,4*). Dies ist das viel zitierte und doch so wenig verstandene biblische Bilderverbot, das sich im Gesamtkontext betrachtet also auf die gesamte Wirklichkeit bezieht: auf Gott und die von ihm geschaffene Wirklichkeit. Von da her stellt sich erst die soeben ausgesprochene Frage in seiner ganzen Schärfe: Wie geht das zusammen mit dem Menschen als einem Wesen, das der Bilder und des Sich-ein-Bild-Machens bedarf? Und wie lässt sich von hier aus überhaupt noch ein Weg zur Kunst finden, die gerade in einem ausgezeichneten Sinn ein Bild-Machen ist? Damit sind wir schon bei unserem zweiten Gedankenschritt angelangt.

2. Das bisher Gesagte über das Bild-Machen als ureigenste menschliche Fähigkeit und Möglichkeit, sich die Welt und die gesamte Wirklichkeit in ihrem Sinn zu erschließen, ist nämlich nur die eine Seite des Ganzen. Die andere, die gleichsam als Kehrseite zu all dem hinzu gehört, ist, dass wir uns durch dieses Bild-Machen auch den Blick für die Welt und die Wirklichkeit verstellen, indem wir diese unsere Bilder immer schon für die Wirklichkeit selbst halten und sie mit ihr gleich setzen. Auf dieses Sich-Versteifen und Sich-Verfangen in unseren Welt-Bildern hin ist ja eben das biblische Bilderverbot gesprochen. Deshalb sind wir gleichermaßen darauf angewiesen, dieses unser Bild-Machen auch ständig zu unterbrechen, davon zurückzutreten, gewissermaßen unsere Bilder zu zerbrechen, um die Erfahrung der Wirklichkeit selbst machen zu können. Genau darin liegt das Eigentümliche und die Aufgabe der *Kunst*, weil solches Unterbrechen und Abstandnehmen von den Bildern unseres Welt- und Wirklichkeitsverständnisses doch wiederum nur auf sinnenfällige Weise, d.h. in der Form bildnerischen Schaffens und des Umgangs mit Bildern möglich ist, insofern wir Wesen sind, zu denen grundsätzlich das bildnerische Schaffen und das Sehen in Bildern gehört.

Lassen Sie mich diesen Gedanken kurz erläutern mit einigen Bemerkungen zu jener Kategorie, die seit je her als typische Eigenschaft, als das Charakteristische der Kunst

angesehen wird: die Kategorie der *Schönheit*. Kunst muss schön sein und Schönheit vermitteln, so setzen wir gemeinhin fraglos voraus. Muss Kunst wirklich unbedingt schön sein? Abgesehen davon, dass sich das Verständnis des Schönen im Laufe der Zeit immer wieder veränderte, worauf der italienische Schriftsteller *Umberto Eco* in einer Monographie eindrucksvoll hingewiesen hat (Vgl. *U. Eco, Die Geschichte der Schönheit, München und Wien 2004*), ist der Auffassung von der „schönen Kunst“ selbst zuletzt deutlich widerprochen worden. Am provokantesten geschah dies durch den Sozial- und Kulturphilosophen *Theodor W. Adorno*, der die Diskussion um die ästhetische Theorie unserer Tage maßgeblich mitbestimmt hat, mit seiner These von der *Negativität der Kunst*. Dies darf keineswegs moralistisch oder kulturpessimistisch missverstanden werden, so als ob Kunst vorwiegend oder gar ausschließlich an den schlechten und dunklen Seiten des Lebens interessiert und darauf fixiert sei. Sondern die These Adornos von der Negativität der Kunst richtet sich vielmehr gegen ein Schönheitsideal, das unbedacht und bedenkenlos dem Harmoniegedanken das Wort redet und damit die Welt stets abgerundet und vollkommen sehen will: Kunst also verstanden als Verschönerung, Verschönerung und Beschönigung der Welt und unseres Lebens. Kunst als Verschönerung, Verschönerung und Beschönigung in *inhaltlicher* Hinsicht durch eine idealistisch-verklärende Verzeichnung von Werten und Vorbildern, und Kunst als Verschönerung, Verschönerung und Beschönigung in *formaler* Hinsicht durch gewisse harmonistische, allzu stimmige Gestaltungs- und Ausdrucksformen.

Dagegen hat Kunst, wie Adorno meint, eben Einspruch zu erheben. Darauf will die These von der Negativität der Kunst hinaus. Kunst kann und darf nicht nur die Bestätigung dessen sein, wie wir die Welt sehen möchten und wohl auch immer schon sehen, wie wir sie uns mit unseren Bildern, Techniken und Alltagsgewohnheiten zurechtmachen: im Leben und Zusammenleben, in der Gesellschaft, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, den Medien und auch im Bereich des Religiösen. Kunst hat so wesentlich aufdeckenden Charakter, indem sie die verengte und verengende Sicht unserer Lebenswelten zum Bewusstsein bringt. Sie tut das sowohl durch die Auswahl ihrer Inhalte und die Herangehensweise an diese, indem sie Züge und Aspekte an ihnen hervorhebt, die sonst nicht gesehen werden - als auch durch ihre Ausdrucks- und Gestaltungsweise, indem sie durch ihre Anlage und Komposition, durch die Linienführung und die Verteilung der Farben, ja schon durch die Wahl des zu gestaltenden Materials oder jedes weitere noch so kleine Detail der künstlerischen Gestaltung unseren Blickwinkel auf die Dinge selbst verändert. Das alles sprengt zwangsläufig den gewohnten Rahmen und kann mitunter bis an die Grenzen des Verstehens gehen. Kunst muss zwar nicht immer irritieren, aber das Irritierende ist ihr doch eigen und darf nicht ausgeschaltet werden, weil ihre Bilder eben niemals bloße Abbildungen und Nachahmungen von dem sind, was wir ohnehin schon kennen und worauf wir uns sonst üblicher Weise verstehen. Adorno spricht in diesem Zusammenhang sehr trefflich vom „*Rätselcharakter*“ der Kunst (*Th. W. Adorno, Ästhetische Theorie, Frankfurt 1973, S. 188ff.*)

Gerade so und nur so wird es uns aber erst möglich, neue und andere Erfahrungen mit der Welt und uns selbst zu machen. Durch Kunst und mit Hilfe der Kunst kann uns erst aufgehen, dass alles auch ganz *anders* sein könnte, als es nun eben einmal ist. Darin liegt das *visionär-utopische* Potential der Kunst, das von Adorno neben ihrem Rätselcharakter gleichermaßen hervorgehoben wird. Wenn es im Schlussparagrafen seiner berühmten Schrift *Minima Moralia* von der Philosophie heißt, dass es bei ihr einzig und allein auf den Versuch ankäme, „*alle Dinge so zu betrachten, wie sie vom Standpunkten der Erlösung aus sich darstellten*“, so ist wohl seinen Überlegungen zufolge von der Kunst Analoges zu sagen: nämlich, dass sie „*kein Licht (hat), als das von der Erlösung her auf die Welt scheint: alles andere erschöpft sich in der Nachkonstruktion und bleibt ein Stück Technik. Perspektiven müßten hergestellt werden, in denen die Welt ähnlich sich versetzt, verfremdet, ihre Risse und*

*Schründe offenbart, wie sie einmal als bedürftig und entstellt im Messianischen Lichte daliegen wird.. Ohne Willkür und Gewalt, ganz aus der Fühlung mit den Gegenständen heraus solche Perspektiven zu gewinnen, darauf allein kommt es ...an. Es ist das Allereinfachste, weil der Zustand unabweisbar nach solcher Erkenntnis ruft, ja weil die vollendete Negativität, einmal ganz ins Auge gefaßt, zur Spiegelschrift ihres Gegenteils zusammenschießt.“ (Th. W. Adorno, *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt 1971, § 153). – Was aber hat das alles mit der Erfahrung des Heiligen und den Heiligen, dem Themenschwerpunkt dieser Ausstellung zu tun, so werden Sie sich vielleicht jetzt fragen. Daher abschließend noch einen dritten Gedanken.*

3. Auch vom Heiligen und den Heiligen haben wir so unsere Bilder. Wir brauchen hier auch wieder diese sinnlich-materialen Ausdrucksformen verschiedenster Art, um die religiöse Erfahrung des Heiligen und mit den Heiligen machen zu können. Aber zugleich verdecken alle diese Bilder dadurch, dass wir uns an ihnen festmachen, immer auch schon, was sie uns eigentlich sagen wollen. Wir legen nämlich in unser Heiligen-Bilder stets unsere eigenen gewohnten Vorstellungen, Absichten und Interessen mit hinein und halten dann die daraus hervorgegangenen Gebilde für die Wirklichkeit selbst, auf die sie doch eigentlich nur hinweisen sollen. Um es mit einer in der heutigen Psychologie gängigen Formel zu sagen: Die Bilder vom Heiligen und den Heiligen unterliegen fortwährend der Projektionsgefahr, weil wir sie zum Spiegelbild unserer innersten Antriebe, Bedürfnisse und unerfüllten Sehnsüchte machen und dabei oftmals das mit ihnen Gemeinte übersehen. Es erübrigt sich, das jetzt weiter auszuführen. Das Ganze reicht jedenfalls von den Heiligenbildern unserer religiösen Alltagspraxis und manchen Formen der Heiligenverehrung, über die häufigen und nicht immer verständlichen Selig - und Heiligsprechungen der Gegenwart bis hin zur Tradition der verschiedenen National - und Landesheiligen, ja sogar gewissen Heiligen-Darstellungen der Kunstgeschichte.

Was hinter all dem steht, ist eine weit verbreitete Vorstellung des Heiligen, die Vorstellung vom Heiligen als einer exemplarischen Ausnahmerecheinung, einer Gestalt, die schon mehr im Jenseits lebt und mit uns und unserem Leben in dieser Welt nicht mehr viel zu tun hat: der oder die Heilige als Inbegriff eines idealen und vollkommenen Menschen. Der evangelische Theologe *Dietrich Bonhoeffer*, der mittlerweile ja selbst über alle Grenzen der Konfessionen, Religionen und Kulturen hinweg als eine Art Heiliger gilt, hat in einem seiner letzten Briefe aus dem Gefängnis vor seiner Hinrichtung durch das NS-Gewaltregime nachdrücklich auf dieses Missverständnis des Heiligen hingewiesen und uns dabei einen wichtigen Fingerzeig gegeben, worin wir das Heilig-Sein vermutlich zu sehen hätten. *Bonhoeffer* schreibt in diesem Brief:

„Ich erinnere mich eines Gesprächs, das ich vor 13 Jahren in Amerika mit einem französischen jungen Pfarrer hatte. Wir hatten uns ganz einfach die Frage gestellt, was wir mit unserem Leben eigentlich wollten. Da sagte er: ich möchte ein Heiliger werden (- und ich halte für möglich, daß er es geworden ist -); das beeindruckte mich damals sehr. Trotzdem widersprach ich ihm und sagte ungefähr: ich möchte glauben lernen. Lange Zeit habe ich die Tiefe dieses Gegensatzes nicht verstanden. Ich dachte, ich könnte glauben lernen, indem ich selbst so etwas wie ein heiliges Leben zu führen versuchte... Später erfuhr ich, und ich erfahre es bis zur Stunde, daß man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen – sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder oder einen Kirchenmann (eine sogenannte priesterliche Gestalt!), einen Gerechten oder Ungerechten, einen Kranken oder Gesunden – und dies nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Misserfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeiten leben, – dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern das Leiden Gottes in der Welt

ernst,... und ich denke, das ist Glaube,... und so wird man ein Mensch, ein Christ.“ (D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, Dietrich Bonhoeffer Werke Bd. 8, S. 541f.)

Obwohl diese Äußerungen eines der großen Theologen unserer Zeit von einer scharfen Trennung und Gegensätzlichkeit von heilig sein und –werden einerseits und glauben andererseits auszugehen scheinen, lassen sie sich m. E. doch auch so verstehen, dass darin angedeutet ist, worum es bei den Heiligen wirklich geht: nämlich nicht so sehr um ein außergewöhnliches, exemplarisches Leben (aus sich etwas Besonderes zu machen!), sondern schlicht und einfach um das Ernstnehmen des *Glaubens mitten* in diesem *Leben* mit all den dabei sich stellenden „Aufgaben, Fragen, Erfolgen und Misserfolgen, Erfahrungen und Ratlosigkeit“. Heilige sind so gesehen nichts anderes als glaubende Menschen, die sich im Leben den Herausforderungen ihrer Zeit stellen und darin die Spur Gottes zu entdecken versuchen, um ihr zu folgen, so gut sie es eben vermögen. Ihnen zu begegnen kann dann aber auch nur bedeuten, diese von ihnen zeitlebens gesuchte und verfolgte Spur Gottes wieder aufzunehmen und für sich selbst zu entdecken.

Zu einer solchen Begegnung mit den Heiligen können uns die Bilder der Kunst durch ihre aus den gewohnten und eingeschliffenen Bahnen heraustretende Darstellung verhelfen. Die Bilder dieser Ausstellung versuchen das auf durchaus unterschiedliche Weise: Die einen dadurch, dass sie zwar bekannte Heiligengestalten aufgreifen, ihnen aber in ihrer Gestaltung doch ein von den bisherigen künstlerischen Vorbildern abweichendes eigenes Gesicht geben. Andere wiederum dadurch, dass sie Personen als Heilige darstellen, die üblicher Weise gar nicht zu unseren Heiligen gezählt werden. Schließlich arbeiten manche Bilder mit dem Mittel der Kontrasterfahrungen, indem sie etwas von den Ent- und Verfremdungen zeigen, denen das Phänomen des Heiligen in unserer heutigen Lebenswelt vielfach ausgesetzt ist. Insgesamt aber regen die ausgestellten Bilder durch eine weitgehend ungegenständliche, symbolische und oft nur andeutende Form der Darstellung dazu an, von unseren gängigen Bildern von den Heiligen – unterbrechend - zurückzutreten und sich auf sie selbst einzulassen, auf die Spur, die sie uns hinterlassen haben. Dazu sind wir eingeladen bei der Präsentation und dem Betrachten der Bilder, aber auch beim gemeinsamen Gespräch darüber, denn die Auseinandersetzung mit Kunst und das Verstehen von Kunst ist alles andere als reine Privatsache, sondern nicht zuletzt auch eine höchst kommunikative Angelegenheit.

DDr. Franz Eichinger
Hauserstraße 23
A-4040 Linz
Tel. 0043 / (0) 732 / 71 33 84
E-Mail: f.eichinger@aon.at